

Aminatta Forna

Ein Lied aus der Vergangenheit

Aminatta Forna

Ein Lied aus
der Vergangenheit
Roman

Deutsch von
Giovanni und Ditte Bandini

Deutsche Verlags-Anstalt

Für Simon, in Liebe

1

Auf dem Eisenbett hat sich ein einzelnes dürrtiges Laken über die Form des unter ihm liegenden Körpers ergossen. Auf dem Nachtschränkchen liegt ein kleiner Stoß Spiralhefte, daneben steht eine Vase mit Blumen, knallbunt und aus Plastik. Die Hefte sind abgegriffen, die Blätter wellig vor Feuchtigkeit. In der Atmosphäre des Zimmers gleiten die Erinnerungen eines Mannes dahin und nehmen Gestalt an. Der Mann im Bett erzählt gerade eine Geschichte. Sein Name ist Elias Cole.

Adrian wendet sich von dem Foto ab. Er hört zu. Er ist neu hier.

Elias Cole sagt:

Als ich eines Morgens zum College ging, hörte ich ein Lied. Es kam aus einem Radio, das an einem Marktstand spielte. Ein Lied aus einem fernen Land, über eine verlorene Liebe. Zumindest stellte ich mir das so vor – den Text verstand ich nicht, nur die Melodie. Aber in den tiefen Tönen konnte ich den Verlust hören, den dieser Mann erlitten hatte. Und bei den hohen Tönen begriff ich außerdem, dass das Lied von etwas handelte, das niemals sein konnte. Ich hatte seit Jahren nicht geweint. Doch da, in dem Moment, tat ich es, am Rand einer staubigen Straße, umgeben von Fremden. Die Melodie blieb mir jahrelang im Gedächtnis.

Genau so ist es, wenn man eine Frau zum ersten Mal sieht und weiß, dass man sie lieben könnte. Die Menschen täuschen

sich, wenn sie von Liebe auf den ersten Blick reden. Es ist nicht Liebe und auch nicht Lust. Nein. Was man empfindet, wenn sie sich von einem entfernt, ist Verlust. Die Vorahnung eines Verlusts.

Ich hatte nie geglaubt, dass ich dieses Lied je wieder hören würde. Dann, vor einem Monat, oder vielleicht ist es auch zwei Monate her, als ich allein in dem Zimmer meines Hauses saß, das als Arbeitszimmer dient, stand das Fenster offen, und da hörte ich, leise, jemanden draußen die Melodie pfeifen und Fetzen des Refrains singen. Eine Frauenstimme. Genau das Lied von vor so vielen Jahren. Ich rief nach Babagaleh, der zur Abwechslung einmal sofort kam. Ich schickte ihn hinunter auf die Straße, damit er die Person fand, die da pfiß. Er blieb eine scheinbare Ewigkeit weg. Und während ich wartete, konnte ich nichts anderes tun, als meinem Herzen zu lauschen, das im Takt meiner Ungeduld schlug.

Die Person, die Babagaleh zu mir brachte, war ein Bauarbeiter, ein Fula, gekleidet in eine zerrissene Hose, mit bloßer Brust und mit Zementstaub bedeckt, der mich an Leichenasche erinnerte. Babagaleh scheuchte ihn von den Teppichen hinunter, aber ich rief ihn wieder zu mir her. Ich bat ihn zu singen, und er sang, irgendein anderes Lied. Ich hätte es Babagaleh ohne Weiteres zugetraut, den Erstbesten gerufen zu haben, den er vom Tor aus gesehen hatte. Ich summte ein paar Töne, so wie ich sie in Erinnerung hatte.

Und da sang der Mann, der vor mir stand, und da waren das Lied und seine Stimme, mädchenhaft und hoch. Nachdem er für mich gesungen hatte, bat ich ihn, mir die Bedeutung der Worte zu erklären. Das Lied handelte tatsächlich vom Verlust, aber nicht von dem einer Frau. Im Lied sehnte sich ein junger Mann nach einer vergangenen Zeit, einer Zeit, die er nur aus den Worten derer kannte, die sie erlebt hatten, einer Zeit der Hoffnung und der Träume. Er sang von dem Leben,

das ihm nicht zuteilgeworden war, weil er das Pech gehabt hatte, viel später geboren worden zu sein, als die Welt schon ein anderer Ort war.

An dem Morgen war ich später als gewohnt aufgewacht. Babagaleh war schon seit Stunden auf gewesen. Als Muslim, ein Mann aus dem Norden, ist er jeden Morgen um fünf mit dem Gebetsruf auf den Beinen, was eine seiner guten Eigenschaften ist. Außerdem trinkt er nicht und ist ein ehrlicher Mensch, was mehr ist, als man von vielen sagen kann. Aber ein hitziges Temperament, diese Nordmensch! Ich rief ihm zu, er solle einen Eimer heißes Wasser ins Bad bringen, damit ich mich rasieren konnte. Zurzeit gibt es kein heißes Wasser, man kann von Glück sagen, wenn es überhaupt Wasser gibt. Aus den Hähnen kommt nichts, und das schon seit mehreren Tagen. Für solche Eventualitäten hatten wir ein Fass hinter dem Haus.

»Ich will heute das Arbeitszimmer in Ordnung bringen«, sagte ich ihm. »Wenn du vom Markt zurückkommst, findest du mich dort.«

»Heute ist Freitag«, erwiderte er, während er das Waschbecken füllte, um sich gleich wieder zurückzuziehen. Ich saß, noch immer im Pyjama, auf dem Rand der Badewanne und bemühte mich, die Kraft aufzubringen, aufzustehen und das Waschbecken zu erreichen. Natürlich, Freitag. Babagaleh würde in der Moschee sein. Den ganzen Tag niemand da, um mir zu helfen.

»Schön, schön«, sagte ich. »Sieh nur zu, dass du gleich zurückkommst. Keine Zeit vergeuden mit dem ganzen *con-gosa* hinterher!«

Keine Antwort, was bedeutete, dass er beabsichtigte zu tun, was ihm passte. Er goss das Wasser in das Waschbecken und stellte den Eimer hin, kam und machte an mir herum wie eine Schmeißfliege. Ich scheuchte ihn mit einer Hand-

bewegung fort. Nachdem er gegangen war, atmete ich tief ein, so tief, wie meine Lungen es gestatteten, und stemmte mich mithilfe des Handtuchhalters hoch. Vier Schritte bis zum Waschtisch. Ich stützte mich mit beiden Händen auf den Rand des Beckens, bis ich sicher auf den Füßen stand, und starrte in den Spiegel. Die bleichen Haare an meinem Kinn verliehen meinem Gesicht einen aschgrauen Schimmer. Ich lehnte mich vor und zog erst das eine, dann das andere Augenlid herunter. Meine Augäpfel waren gelb, mit Rot durchschossen. Herrliche Farben bei einem Sonnenuntergang, vielleicht.

Den Abend davor hatte Babagaleh, wie an anderen Abenden, die Kissen hinter mir geordnet. Mittlerweile war ich gezwungen, praktisch aufrecht zu schlafen. Ich hatte dagelegen, in die Schwärze gestarrt und dem Knarren meiner verhärteten Lungen gelauscht, der Luft, die durch die Röhren piff, wie bei einer verrosteten Maschine.

Ich nahm meinen Rasierpinsel, benetzte die Borsten und schäumte mir das Gesicht mit Seife ein. Das Rasiermesser war nicht eben scharf und rupfte an den Haaren, zog sie aus den schlaffen Hautfalten. Wo die Furchen besonders tief waren, glitt das Rasiermesser an den nassen Haaren ab. Ich steckte mir die Zunge in die Backe und zog mit der linken Hand die Haut straff. Als ich fertig war, spritzte ich mir das Wasser aus dem Becken ins Gesicht. Es war noch heiß; ich schwelgte in dem Gefühl. Anschließend blickte ich wieder in den Spiegel. Aus mehreren kleinen Schnitten quoll Blut hervor. Im Lauf der Jahre war meine Haut dünner geworden. Sie hing unter meinen Augen, unter meiner Kinnlade, schob sich über die Knochen meines Gesichts. Ich drückte Zahnpasta auf die Zahnbürste und nahm meine Zähne in Angriff. Blut auf den Borsten. Mein Zahnfleisch war verdorrt, wie eine Nacktschnecke in der Mittagssonne. Als ich fertig war, spülte ich mir den Mund aus und spie ins Waschbecken. Dann zog ich den Stöpsel heraus und sah zu, wie die Zahnpasta, der

blutfleckige Schaum, die Barthaare und das Wasser wie ebenso viele verlorene Jahre durch den Abfluss strudelten.

Als Babagaleh vom Markt zurückkehrte, saß ich auf dem ungemachten Bett und mühte mich in meine Kleider hinein. Die Anstrengung, mich anzuziehen, hatte einen Hustenanfall ausgelöst, dessen Geräusch ihn offenbar an meine Zimmertür geführt hatte. Wortlos stellte er das Tablett mit meiner Medizin, einer Kanne Wasser und einem Glas ab, goss mir etwas Wasser ein und half mir, ein paar Schlucke zu trinken. Allmählich ließ der Husten nach. Dann saß ich reglos da und überließ mich seiner Fürsorge, wie ein Kind oder ein Kretin. Er befreite meinen linken Arm, der sich im Ärmel verfangen hatte, und knöpfte mir dann die Manschetten zu. Ich stieß seine Hände fort, bestand darauf, mir die Hemdbluse selbst zuzuknöpfen. Er bückte sich und rollte mir die Socken über die Füße, drückte sie in meine Schuhe hinein und band die Schnürsenkel zu.

Gestärktes weißes Hemd. Schwarze Hose. Anständiges Schuhwerk. Ich könnte unrasiert, in einem fleckigen Pyjama herumschlurfen, wie mein Nachbar von gegenüber. Überall in der Stadt sieht man sie. Auf ihren Balkonen in sich zusammengesackt, inmitten der Autoabgase, die Augen ins Leere gerichtet, von einer immer dickeren Schicht Straßenstaub bedeckt. Die lebenden Toten.

Als ich das Zimmer verließ, sah ich mich flüchtig im Spiegel der Anrichte. Ein Strohmann im Halbdunkel. Hemd und Hose bauschten sich über und unter meinem Gürtel. Jede Woche zog ich ihn um ein Loch enger. Ein verschmierter Blutfleck am Hemdkragen. Nicht zu ändern. Ich konnte die Anstrengung nicht auf mich nehmen, mich noch einmal umzuziehen. Ich erwartete keinen Besuch.

Babagaleh kam, um mir zu sagen, dass er ging. Er war für die Moschee gekleidet, in eine reinweiße Dschellaba, Leder-sandalen und einen tiefblauen bestickten runden Hut. Mir

kam, nicht zum ersten Mal, der Gedanke, um wie viel leichter das Leben wäre, wenn man sich so anziehen könnte. Jeden Tag erfüllte Babagaleh seine einfachen Pflichten; am Freitag nahm er seinen Platz in der zweiten Reihe in der Moschee ein. Alle zwei Wochen einen freien Tag. Einmal im Monat ging er seine Frau besuchen. Obwohl sie schon seit Langem getrennte Wege gingen, hatte er erst letztes Jahr ein neues Dach und Fensterrahmen bezahlt. Sie tranken Kaffee und unterhielten sich über ihre Enkelkinder.

Bevor er ging, kehrte Babagaleh mit einem Tablett zurück, auf dem sich diesmal eine Thermoskanne Tee, ein Fula-Brot, Margarine, zwei hart gekochte Eier befanden. Er schenkte mir eine Tasse Tee ein und löffelte Zucker hinein. Wie alle seine Stammesleute hält er an dem Glauben fest, Zucker spende Kraft.

Er schritt die Breitseite des Zimmers ab und zog die Vorhänge gegen die kommende Hitze ein Stück zu, ging dann, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Ich saß ein, zwei Minuten so da, an meinem Tee nippend, mir meiner plötzlichen Einsamkeit bewusst. Gedanken bohrten sich wie Rüsselkäfer in mein Gehirn. Nichts, was ich unternahm, konnte sie abschüteln; nachts rissen sie mich ebenso oft wie meine Anfälle von Atemnot aus dem Schlaf. Das ist bestimmt nichts Besonderes. Eine Begleiterscheinung des Alters. Die Folge unzureichender Beschäftigung.

Weiß gestrichene Wände. Fußboden aus dunklem Holz. Parkett. Es verlegen zu lassen hatte einiges gekostet. Drüben am Fenster, sichtbar unter der Schicht von Bohnerwachs, ein gebleichtes Parallelogramm im Holz, da wo die Sonne hereindrang. Auf einem mit Fransen besetzten dunkelroten Teppich entsprechende Rauten von sonnenaufgehellter Wolle. Zwei Holzessel im Kolonialstil, dreißig Jahre zuvor von der Forstverwaltung gekauft. Verzierte rotlederne Puffs, rissig und schimmelfleckig.

Es fiel mir zunehmend schwerer, mich nicht in der Wohnung umzuschauen und dabei im Kopf Berechnungen anzustellen, wie viel das alles bei einer Haushaltsauflösung einbringen würde. Eines Tages sah ich Babagaleh dabei zu, wie er die Vorhänge ausschüttelte, die Armlehnen der Sessel mit einem feuchten Tuch abwischte – und fragte mich, ob er gerade das Gleiche dachte. Der Gedanke rüttelte mich auf, und im Lauf des Tages begann ich zu überlegen, was aus meiner Bibliothek werden sollte. Die Bände in den Regalen gingen in die Hunderte. Ich wollte mir, beschloss ich, die Aufgabe stellen zu entscheiden, welche von ihnen es wert waren, aufbewahrt zu werden. Den Rest konnte die Universitätsbibliothek bekommen. Eine *Schenkung*. Das war der richtige Weg. Diese neue Perspektive verlieh meinem Projekt einen Zweck.

Wir gleichen Käfigtieren, wir Alten. Wie Mäuse oder Hamster ständig dabei, unsere kleinen Wohnwelten umzuräumen, abwechselnd Runde um Runde im Rad laufend, um nicht verrückt zu werden.

Ein Jahr zuvor hatte ich das ganze Haus innen neu streichen lassen. Zwei Maler kamen mit Abdeckplanen und stellten ihre Leitern auf. Von Zeit zu Zeit ging ich nach oben, um festzustellen, wie sie vorankamen, und mich zu vergewissern, dass sie keine Farbe auf dem Parkettboden verspritzten, aber auch einfach um den beiden dabei zuzuschauen, wie sie, in vollkommenem Gleichgewicht auf einem einzigen, von zwei Trittleitern gestützten Brett balancierend, die Decke strichen. Sie unterhielten sich über alle möglichen Dinge, proletarische Weisheiten, zumeist bloße Reaktionen auf die Nachrichten, die aus ihrem Radio drangen. Sie störten sich nicht an mir, es hätte ihnen auch gar nicht zugestanden, und außerdem wussten sie, dass ich herzlich wenig hatte, womit ich mich beschäftigen konnte.

Damals begannen meine Atemprobleme; die Farbdämpfe, Sie verstehen. Davor ein trockener Husten, der mir gelegent-

lich zu schaffen gemacht hatte. Ich machte dafür den Harmattan verantwortlich, die Pollen aus dem Garten, die Dunstglocke aus Autoabgasen, die die ganze Stadt bedeckte. Ich war nicht zum Arzt gegangen. Wozu auch? Damit der Mann mir die Brust abklopfen, irgendwelche Antibiotika verschreiben und anschließend eine horrende Rechnung ausstellen konnte?

Eine Spinne hatte in einem Winkel unter der Decke ein Netz gesponnen, seidene trapezförmige Maschen. Und drüben auf dem Teppich Sprengel von weißem Staub, die Babagaleh übersehen hatte. Zementstaub.

Ich sah einmal eine Frau, deren Verlust ich betrauerte, noch ehe ich ein einziges Wort mit ihr gesprochen hatte.

20. Januar 1969. Das Fakultätsfrauendinner. Wir, die Jungesellen, zusammengeschart am hinteren Ende des Rasens, einer verwahrlosten Fläche Unkrauts. Auf der anderen Seite stand das Empfangsspalier. Ich hörte zu, oder gab mir wenigstens den Anschein, zuzuhören, wie mein Gesprächspartner sich über die Umverteilung der Büroräume im Fakultätsgebäude beklagte. Er war dabei schlecht weggekommen, was ganz ohne Zweifel eine Schande war. Ich sah weg, in Richtung der eintreffenden Gäste. Sie trug ein blaues Kleid, und als sie die steinerne Treppe zum Rasen herunterstieg, zupften ihre Finger leicht am Stoff, der wegen der Hitze an ihr klebte. Ich beobachtete sie und spürte, wie ein Gefühl, diese damals noch namenlose Emotion, in mir aufwallte.

Mein erster Gedanke stellte sich nach einigen Augenblicken ein – und traf mich wie ein Schlag: Der Mann, der einen Schritt hinter ihr die Stufen herunterkam, war ihr Ehemann.

Ein paar Meter vor dem Empfangsspalier entfernte er sich von ihr. Doch nicht ihr Mann. Erleichterung, ein kalter Hauch das Rückgrat hinunter. Dann sah ich sie die Hand ausstrecken und ihn leicht am Ärmel berühren. Und in dieser leichten Berührung, an der nur ihre Fingerspitzen beteiligt

waren, hätte ebenso gut die Kraft von zehn Männern liegen können, so rasch fügte er sich und änderte seinen Kurs wieder in Richtung auf die lange Reihe von Menschen. Ich sah, wie er seinen Willen dem ihren unterordnete. Ich sah sie lächeln, ein Aufwärtswölben ihrer Lippen, blass und süß. Und er lächelte zurück, ritterlich in seiner Niederlage. Sekunden waren vergangen, seit ich sie zum ersten Mal erblickt hatte, und zwei Mal schon hatte ich sie verloren.

Ich entschuldigte mich, stellte mein Glas auf das Tablett eines vorüberkommenden Kellners, überquerte den Rasen, begab mich ans Ende des Empfangsspaliers und stellte mich neben den letzten Mann, einen älteren Dozenten meiner Fakultät, den ich vage kannte. Ich nickte, und er nickte zurück, praktisch ohne mich wahrzunehmen, da er schon vor Längerem in jene besondere Starre verfallen war, die derlei gesellschaftliche Anlässe auszulösen pflegen.

Ich schüttelte ein, zwei Hände, murmelte Grußfloskeln. Keiner der Anwesenden merkte etwas oder scherte sich darum, ihre Gedanken kreisten schon um Alkohol und Essen. Und dann war sie da, stand mit ausgestreckter Hand vor mir und lächelte. Ich nahm ihre Hand. Ich nannte meinen Namen. Sah ihr Lächeln, eine Arme-Leute-Version des Lächelns, das sie ihrem Mann geschenkt hatte. Sie ging weiter und wartete dann, ein paar Schritte entfernt, während ich ihren Mann begrüßte. Sie schlenderten nebeneinander über den Rasen, seine Hand wieder an ihrem Ellbogen.

Ich folgte ihnen mit den Augen. Mir wurde bewusst, dass ich keine Ahnung hatte, wie sie hieß, denn ihr Name war im Augenblick unserer Begegnung vom Hämmern in meinen Ohren übertönt worden.

Als ich endlich dazu kam, meinen Tee zu trinken, war er abgekühlt. Ich habe eine Abneigung gegen lauwarme Getränke. Ich ging zur Veranda, stellte die Tasse auf einem niedrigen

Tisch ab und stemmte die Glastür auf. Draußen goss ich die Flüssigkeit über das Gelände ins Blumenbeet und sah befriedigt zu, wie sie ein Loch in die trockene Erde bohrte. Der Garten hatte während der Dürrephase gelitten; im Rasen waren kahle Flecken roher Erde erschienen, die Beete sahen eher wie vernachlässigte Grabstätten aus.

Als ich zum Sessel zurückkehrte, war ich schon vor Anstrengung in Schweiß gebadet. Ich schenkte mir eine frische Tasse Tee ein und trank sie achtsam aus. Ich schlug eines der Eier am Rand des Tablett an und pellte die Schale mit den Fingernägeln ab. Dann schüttete ich ein bisschen Salz auf den Teller und stippte das Ei hinein. Babagaleh hat sich nie der Anschauung angeschlossen, es sei möglich, ein Ei zu hart zu kochen. Ich brachte den ersten Bissen nur mit größter Mühe herunter. Den Rest legte ich wieder aufs Tablett. Immer noch keinen Appetit. Es ist der reine Hohn. Die Abwesenheit eines Verlangens sollte eigentlich befreiend sein. Stattdessen verspürt man eine andere Art von Begierde: nach dem verlorenen Verlangen. Ich sehnte mich danach, wieder nach Speisen zu gieren, Hunger zu spüren und mich dann dem Genuss hinzugeben, ihn zu befriedigen. Ich verspürte eine plötzliche, unsinnige Lust auf eine Zigarette. Was konnte genussvoller sein, als zweckfrei Toxine einzuatmen, tief in die Lungen hinein?

Nach einiger Zeit stemmte ich mich wieder auf die Füße und setzte mich an den Schreibtisch, drehte mich mit dem Stuhl so herum, dass ich auf die Bücherregale schaute. Ich wählte ein Buch und holte es heraus. Bantons *West African City*, herausgegeben vom International African Institute. Ein Leinenband mit genähten Kanten, das Papier gelb und körnig unter meinen Fingerspitzen. Ich suchte auf den ersten Seiten nach dem Erscheinungsjahr. 1957.

Ich fing an der Stelle an zu lesen, wo das Buch von selbst aufklappte – über die Entwicklung der Stadt: *Die dritte Schicht*

bestand aus Zuwanderern aus den Stammesgebieten, die von den Kreolen als Holzhauer und Wasserträger eingesetzt wurden und sich eine Zeit lang mit ihrem Stand zufriedengaben.

Ich blätterte eine Seite zurück: *Sie nannten sie »unto whom«, in Anspielung auf Psalm 95: Unto whom I swear... Sodass ich schwur in meinem Zorn: Sie sollen nicht eingehen zu meiner Ruhe!*

An den Rand waren ein paar Worte gekritzelt. Wäre mir die Handschrift nicht so vertraut gewesen, hätte ich Mühe gehabt, sie zu entziffern: *Gib mir einen vollen Bauch und eine Hängematte, und ich werde in meine eigene Ruhe eingehen.* Julius. Das war eine Angewohnheit von ihm gewesen, typisch für den Mann, geliehene Bücher mit Randbemerkungen zu versehen. Ich klappte das Buch zu, brauchte ein paar Minuten, um meine Atmung wieder unter Kontrolle zu bringen. Ich lehnte mich über den Schreibtisch und ließ das Buch in den Karton fallen, der neben dem Schreibtisch stand.

Der nächste Band, den ich herausnahm, war Lethbridge Banburys Buch über Sierra Leone. Also, das war tatsächlich einiges wert. Ein schöner dunkelroter Einband. Auf dem Deckel das goldgeprägte Abbild eines Elefanten und einer Palme. Handgeschnittene Seiten. Schwarz-Weiß-Bildtafeln, jeweils von einem Blatt Transparentpapier geschützt.

Die ersten Zeilen kann ich noch immer auswendig auf-sagen: *Warum ich nach S. ging, ist ohne Belang: Vielleicht unter-nahm ich diesen Schritt aus jenem unstillbaren Wunsch heraus, »die Welt zu sehen«, der viele Engländer so brennend erfüllt; oder vielleicht war ich vom ehrgeizigen Verlangen angetrieben, in einem Dienst Karriere zu machen, in dem der Erfolg nach landläufiger Vorstellung insbesondere denen zuteilwird, die auf der Suche nach ihm die ausgetretenen Pfade verlassen.*

Ein Tutor, der von meiner Liebe zu Büchern wusste, ein Stipendiat einer schottischen Universität, hatte es mir einst geschenkt. Eine Erstausgabe, erschienen 1888. Sie kam mit der Post ein paar Monate, nachdem er seine Forschungen

abgeschlossen hatte und wieder abgereist war. Ich weiß noch, wenn er trank, gab er gern einen hinkenden Reim über einen der letzten Kolonialgouverneure zum Besten.

*Beresford-Stooke, der lässt mich kübeln,
Und im Protektorat gibt's nichts als Übeln.*

Ich lachte, um ihn bei Laune zu halten. Und später noch einmal, weil er mich zum Trinken drängte, sich so aufführte, als wäre Nüchternheit, gleich ob auf seiner oder meiner Seite, eine Beleidigung.

An jenem Januarabend beobachtete ich sie, sie und ihren Mann. Die beiden bewegten sich zwanglos zwischen den Partygästen, nie länger als ein paar Augenblicke allein. Einmal stand ich bei einer Gruppe, außerhalb des Kreises, nicht im Licht, aber gleichzeitig so nah, dass ich hätte die Hand ausstrecken und sie berühren können. Ihr Mann berichtete von irgendeinem Zwischenfall, alle lachten – alle außer mir. Ich war seinen Worten nicht gefolgt. Stattdessen hatte ich sie angeschaut. Sie angeschaut, während sie ihrerseits ihn anschaute. Einmal trafen sich unsere Augen. Sie lächelte und sah weg.

Später fiel mir ein, wo ich ihn schon gesehen hatte. Einmal mittags in der Aula, auf einer von den Studenten einberufenen Versammlung, deren Zweck, wie ich mich erinnere, es gewesen war, die Exmatrikulation eines Kommilitonen zu diskutieren. Der Dekan hatte mich hingeschickt, und ich setzte mich ganz nach hinten. Meine Anwesenheit blieb unbemerkt, was mir nur recht war. Ein paar Absätze in die Maschine getippt und in das Postfach des Dekans gelegt. Pflicht erfüllt.

In den Minuten bevor die Versammlung offiziell eröffnet wurde, sah ich, wie sie sich um ihn scharten, die Studenten, atemlos und gespannt. Eine Weile nach Beginn rief ihn der Versammlungsleiter auf das Podium. Anfangs sträubte er sich,

lächelnd und mit einem Blatt Papier wedelnd, als hielte er die bloße Idee für unsinnig. Als das Plenum murmelnd insistierte, erhob er sich, plötzlich voller Energie, sprang aufs Podium und hielt eine kurze Ansprache. Er stand vorgebeugt, einen Ellbogen auf dem Lesepult, und sah direkt in die Gesichter der Anwesenden. Die Luft zitterte vom Schall seiner Stimme. Ein Schwirren von Aufregung. Händeklatschen, wie von auf-fliegenden Vögeln.

Was hatte er zu ihnen gesagt? Ich weiß es nicht mehr.

Ich verbrachte den Rest des Vormittags und den größten Teil des Nachmittags damit, zu suchen. Mein Suchen war zwangsläufig ebenso langsam wie mühevoll. Als Babagaleh von der Moschee zurückkam, fragte ich ihn.

»Wo sind meine Notizhefte?«

Seine Antwort war ein ausdrucksloser Blick, wie es denn überhaupt sein Vorgehen, sein erster Instinkt war, jegliches Wissen, jegliches Indiz für das Stattfinden geistiger Aktivität zu verheimlichen, seine Miene in eine glatte Felswand zu verwandeln, an der keine Anklage Halt fand, ehe er nicht genau wusste, worauf meine Frage hinauslief. Er verließ das Zimmer und kehrte mit einem Pappkarton mit dem Aufdruck *Milo Milk* zurück.

»Wo waren die? Warum hast du sie weggeräumt?«

»Abstellkammer, Herr.« Er sah mich an, ein Blick lauterer Unschuld.

»Auf den Schreibtisch, bitte.« Ich konnte es mir nicht mehr erlauben, in Hitze zu geraten. Das wusste ich. Babagaleh wusste es ebenfalls.

In dieser Nacht blieb ich lange auf und sah meine Hefte durch. Es gab keinen Strom; Babagaleh zündete zwei Kerzen an, und obwohl es meine Augen anstrengte und die Dämpfe des Wachses meiner Brust nicht guttaten, las ich weiter. Die Hefte hatten überlebt, die Gummibänder, die sie zusammen-

hielten, zerfielen allerdings in meinen Händen. Ein paar Seiten fehlten, andere waren durch das Werk von Silberfischen und Termiten wie mit einem Gittermuster versehen, hier und da ein Säckchen ausgetrockneter Eier, Fäden und Gespinnste unbekannter Kerfe. Die Tinte meines Füllfederhalters war auf den Seiten zu einem verhaltenen Grau ausgebleichen. Aber ja, unversehrt. Mehr oder weniger.

Es waren keine Tagebücher. Nur Notizen, die ich mir als Gedächtnisstütze gemacht hatte. Gedanken zu einer anstehenden Vorlesung. Der Titel eines Buches oder Aufsatzes. Listen von zu erledigenden Dingen.

25. November 1968. Zwei Monate vor dem Fakultätsfrauen-dinner. Die Ereignisse des Tages, in meiner eigenen Handschrift. Stichwortartiges Protokoll der Versammlung, seiner Ansprache an die Studenten. Nichts zu deren Inhalt.

Ich erinnerte mich, in meinem Bericht für den Dekan seine Ansprache erwähnt zu haben.

Julius Kamara. Als ich eines Nachmittags an meiner Vorlesung arbeitete, sah ich ihn zufällig von meinem Fenster aus. Ein charakteristischer Gang: geschmeidige, lange Schritte, eine Hand in der Hosentasche. Ich legte den Füller hin, um ihn besser beobachten zu können. Er kürzte über die Ecke des Rasens ab, bog nach rechts und stieß mit beiden Händen die Doppeltür des Instituts für Maschinenbau auf.

Als ich ihn das nächste Mal sah, war ich auf dem Weg nach Haus. Ein Donnerstag; ich ging über den Campus, als ich ihn ein Stück vor mir sah. Ein, zwei Minuten lang behielt ich den Abstand hinter ihm bei. Ein paar Studenten, die auf den Stufen vor der Aula gesessen hatten, riefen ihm etwas zu und standen auf, klopfen sich den Hosenboden ab und sammelten ihre Bücher auf. Er blieb stehen, wartete auf sie. Ich ging unbemerkt an ihnen vorbei.

Direkt außerhalb des Universitätsgeländes parkte ein weißer Volkswagen Variant mit laufendem Motor. Sie saß auf dem

Fahrersitz, den Ellbogen auf den Rahmen des offenen Fensters gestützt. Sie trug ein ärmelloses Kleid aus heller Baumwolle, um ihr Haar war ein großes orangefarbenes Kopftuch gewickelt. Von da aus, wo sie saß, hätte sie mich in den Spiegeln sehen können, doch sie tat es nicht. Ich verlangsamte meinen Schritt und näherte mich dem Wagen.

»Guten Abend.«

Sie fuhr, aus ihren Gedanken gerissen, zusammen.

»Hallo«, erwiderte sie unter Aufbietung eines hinreichenden Maßes an Höflichkeit, vom allerknappsten Lächeln begleitet. Was Frauen eben so tun, wenn sie sich einem Mann gegenübersehen, den sie nicht wiedererkennen, und weder ermutigend noch beleidigend wirken möchten.

»Das Fakultätsfrauentinner«, sagte ich. »Elias Cole.«

»Natürlich«, und sie schenkte mir ein blasses Lächeln.

»Ich soll Ihnen von Julius ausrichten, dass er aufgehalten wurde, aber gleich da sein wird.«

»Danke.« Und sie lächelte wieder, diesmal herzlicher.

»Ich fürchte, ich habe Ihren Namen ...«

»Oh«, sagte sie, als sie verstand, was ich meinte, und tippte sich auf die Brust. »Saffia.«

Ich ging weiter.

»Danke«, rief sie mir noch einmal nach. Ich quittierte dies mit einer bescheidenen Handbewegung.

Minuten später kamen sie, Julius am Lenkrad, an mir vorbei. Ich weiß nicht, ob sie mich auch nur bemerkten. Jedenfalls fuhr der Wagen ohne zu verlangsamten weiter.

Ich ging die Straße entlang. Die Schatten der Bäume am Wegesrand krochen stetig in die Länge, die Farben um mich herum zerflossen zu Grau. Die weiß gekalkten unteren Enden der Baumstämme hoben sich, von der sinkenden Sonne gerade noch beschienen, wie Wachposten ab. Ich behielt die Hecklichter des Wagens im Auge, bis sie Glühwürmchen in der Ferne waren. Ich blieb stehen und holte mein Notizbuch

hervor, drückte es gegen die glatte Rinde eines Baumes und schrieb die Autonummer auf, solange ich sie noch im Kopf hatte. Und dann noch ein einzelnes Wort.

Saffia.

Freitag. Ein paar Tage nach unserer Begegnung auf dem Campus hatte ich eine Verabredung in der Stadt. Anschließend kehrte ich durch eine Seitengasse zur Hauptstraße zurück, wo ich einen Bus zum Campus nehmen wollte. Es war eine ruhige Straße in einer einst wohlhabenden Gegend. Ich kam an einem Kiosk vorbei, wo es Softdrinks und Zigaretten gab; ein Stück weiter stand eine Schneiderpuppe in einer bestickten Robe vor einem Laden. Davor parkte ein weißer Volkswagen Variant.

Als ich die Hand aufs Dach des Wagens legte, verriet mir die Hitze des Metalls, dass er schon seit einiger Zeit in der Sonne stand. Ich schaute mich um. Entweder besuchte Saffia gerade jemanden, oder sie war im Geschäft. Ich entschied mich für die einzige Option, die mir offenstand. Als ich aus der Sonne in den Laden trat, kam mir kurz der Gedanke, dass es auch Julius sein konnte, der mit dem Wagen unterwegs war. Doch mittlerweile hatte ich festgestellt, dass er immer bis spät am Abend auf dem Campus blieb. Und in diesem Punkt lag ich richtig. Denn da stand sie, im hinteren Bereich des Ladens, in einem schlichten bedruckten Kleid, zusammen mit einem der Schneider. Eine Zeitschrift lag offen auf dem Tisch, und sie standen beide vornübergebeugt da, während sie die Seiten umblätterte. Ich schaute zu. Es bereitete mir Vergnügen, da ich wusste, dass sie mich nicht gesehen hatte. Ihre Nackenlinie, die Art, wie sie sich den Daumen leckte, um eine Seite umzublättern, der feierliche Ausdruck, mit dem sie die jeweiligen Vorzüge einzelner Modelle abwägte, das nachsichtige Lächeln, mit dem sie den Schneider bedachte.

»Sir?« Der mir am nächsten sitzende Schneider hatte aufgehört, das Pedal seiner Nähmaschine zu treten, und sah zu mir

auf. Ich deutete unbestimmt in Saffias Richtung. Er nickte und beugte sich wieder über seine Arbeit. Gerade in dem Moment wurde sie mit ihrer Angelegenheit fertig und wandte sich zum Gehen. Sie verabschiedete sich, sammelte ihre Zeitschriften zusammen, suchte nach ihren Autoschlüsseln, war dadurch abgelenkt. Erst als sie fast mit mir zusammenstieß, schaute sie auf.

»Tut mir leid. Bitte entschuldigen Sie.« Ich trat zur Seite, als wäre es meine Schuld gewesen.

»O hallo«, sagte sie.

»Hallo«, gab ich zurück. »Mrs Kamara, nicht wahr?«

»Ja, ja.« Sie streckte die rechte Hand aus, und zum zweiten Mal griff ich danach.

»Cole. Elias Cole.«

»Mr Cole. Natürlich. Wie geht's?«

»Wie Sie sehen, ausgezeichnet.« Ich machte keine Anstalten, das Geschäft zu verlassen, und das ließ sie zögern.

»Wollten Sie...?« Sie neigte den Kopf in Richtung der Nähmaschinen. »Ich möchte Sie nicht aufhalten.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ein Anzug. Er ist noch nicht ganz fertig. Schon gut.« Natürlich war das streng genommen nicht die Wahrheit, ebenso wenig konnte es aber als Lüge gelten. Nicht in einem Gespräch zwischen Mann und Frau. Das liegt in der Natur der Dinge, meinen Sie nicht auch? Und ich fügte hinzu: »Nein, ich wollte gerade zurück zur Arbeit.«

Hier lächelte sie.

»Zum Campus? Nun, da will ich auch hin. Ich kann Sie mitnehmen, wenn Sie möchten. Oder sind Sie selbst mit dem Auto hier?«

»Nein, nein«, sagte ich. »Gestatten Sie, dass ich Ihnen helfe.« Und ich nahm ihr den Stoß Zeitschriften aus den Armen. Saffia schloss den Wagen auf, und ich glitt auf den Beifahrersitz, drehte mich dabei nach hinten, um die Zeitschriften in den



Aminatta Forna

Ein Lied aus der Vergangenheit

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 656 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-421-04522-5

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: April 2012

Ein mitreißendes Afrika-Epos über die Macht der Liebe

Westafrika, Anfang der Nullerjahre: Der Psychologe Adrian Lockheart, soeben aus England eingetroffen, kämpft mit dem Staub und der Hitze Sierra Leones – und mit dem Schweigen eines Volkes, dem er helfen will, die Schrecken der Vergangenheit zu überwinden. Im Krankenhaus in Freetown findet er unerwartete Freundschaft bei Kai, einem jungen Kollegen, und Elias, einem Patienten, der auf dem Sterbebett damit hadert, während des Krieges den Weg des geringsten Widerstandes gegangen zu sein. Als Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verschmelzen beginnen, kristallisiert sich heraus, dass die drei Männer durch mehr verbunden sind, als sie ahnen: durch die Liebe ein und derselben Frau.

Ein bildkräftiges Epos voller Sprachmagie über gewöhnliche Menschen, die mit ungewöhnlichen Umständen kämpfen müssen; ein Roman über Freundschaft, Verständnis, Absolution und die Unauslöschbarkeit der Vergangenheit; über Reisen, Träume und Verluste und über die Macht der Liebe.